

Der Gemeinschaftsmensch

Von Peter Lippert S. J.

Zunächst müssen wir eingestehen, daß wir, wie es nicht selten bei Aufstellung unserer ethischen Forderungen geschieht, leicht ungerecht sind, wenn wir der Menschheit oder unserem Volk oder überhaupt „den andern“ Gemeinschaftsgeist predigen. Wir verlangen von ihnen Gemeinschaftsgeist, bevor wir uns vergewissert haben, ob denn so etwas wie eine Gemeinschaft da ist, an die solche Gesinnungen verwendet werden könnten. Und wenn sie auch da wäre — wir werden sehen, daß sie immer irgendwo vorhanden ist —, wir verstehen gern unter Gemeinschaftsgeist immer nur gerade jene Gesinnungen, die uns selbst am besten liegen, wenn — sie von andern gehegt und betätigt werden: Hingabe, Einfühlung, Opfergeist, überhaupt Selbstlosigkeit. Wir vergessen aber dabei, daß Gemeinschaftsgeist auch noch andere seelische Haltungen in sich begreift, daß er auch ein Geist des Kampfes, vor allem des Wettkampfes, ja auch ein Geist der Selbstbehauptung und sogar ein Geist der Abwehr und der Strenge ist.

Unter Gemeinschaft im eigentlichen und idealen Sinn verstehen wir die höchstmögliche Form des menschlichen Zusammenlebens. So vollkommen, daß sie über sich nicht mehr hinausweist, also keinem Zweck mehr dient, sondern in sich selbst ruhen kann als in ihrem eigenen Wert, der ein Letztes ist. Das Zusammensein ist dann schon alles, was überhaupt erstrebt werden kann. Es ist ein Zusammenleben, das aus Mehreren eine Einheit schafft, ohne daß ihre Besonderheit aufgehoben wird, ein Zusammenleben, das alle einzelnen über sich hinausführt und sie gerade so ausfüllt. Ein Zusammensein, das ein Aufgehen und Eintauchen und Versinken in einem höheren Ganzen herbeiführt, aber so, daß die Freiheit und Eigenart der einzelnen nicht angetastet, im Gegenteil, gerade so zu restloser Auswirkung gebracht wird. Also ein Aufgehen und Fortgeben aus Freiheit und ein Untertauchen in Freiheit hinein.

Ein solches Gemeinschaftsleben ist so vollkommen, daß es wie Gott eigentlich nirgends anzutreffen und doch allgegenwärtig ist. Eine Spur davon, ein dünner Hauch, ein leiser Schimmer davon ist überall. Aber in voller Reinheit, in ganzer Wirklichkeit, in wahrhaft göttlicher Schönheit und Güte ist es nirgends auf Erden. „Gott allein ist gut.“ Das gilt auch von allem Zusammenleben. Die verschiedenen Formen menschlichen Zusammenseins, die in der Wirklichkeit vorkommen, schwanken unaufhörlich zwischen zwei äußersten Polen: der eine Pol ist ein Zusammenleben, das nichts ist als ein mechanisches Beieinandersein, das also für den ein-

zelen nichts anderes bedeutet als bloß Umgebung, Umwelt, Milieu, in dem nur mechanische Stoßkräfte walten. Der andere Pol wäre eben die Gemeinschaft, die jedem Mitglied Heimlichkeit und Ruhe und Geborgenheit und Erfüllung wäre. Diese beiden Pole werden in voller Genauigkeit nirgends erreicht — Gott sei es gedankt und Gott sei es geklagt!

Ein Schimmer von Gemeinschaft glüht schon auf in den alleruntersten sozialen Gebilden, in dem Zusammenrotten und Zusammenhelfen von Verbrechern, in den Gilden der „Unterwelt“, in den Verschwörungen von Strafanstaltsgefangenen. Erst recht ist dieser Schimmer zu spüren in den scheinbar ganz äußerlichen und ganz zufälligen Zusammenballungen von Menschenmassen, wie sie durch die Straßen der Großstädte getrieben werden, in den Menschenpferchen der Mietskasernen, in den Hinterhöfen, in den Elendsquartieren, die um steile, tiefe Lichtschächte herum liegen. Ach, wie oft ist da schon ein Schimmer zu spüren von wahrer Kameradschaft, von gegenseitiger freier und doch starker Verpflichtung, von Hingabe und Treue, von Eins-sein in Bewußtsein und Gesinnung. In besonderen Stunden, bei außergewöhnlichen Anlässen, wo das Menschliche in diesen Massen durchbricht, ist dieses Menschliche sogleich auch Gemeinschaftsgeist.

Weiterhin keimt Gemeinschaftsgeist auf in den harten, scheinbar ganz unpersönlichen Zweckverbänden, wie sie die Menschen untereinander stiften, in den Aktiengesellschaften, in den Arbeitsgewerkschaften, in den Wirtschaftsverbänden und in den kommunalen und staatlichen Zusammenschlüssen. Oft freilich sind diese Verbände so unpersönlich und zugleich so übermächtig, daß sie wie ein Kollektivwesen von brutaler Kraft erscheinen, das die einzelnen Menschen zusammenpreßt für seine eigenen Zwecke und nach Gesetzen, die weit über das Wollen und Können der einzelnen hinausgreifen. Man möchte dann sagen: Nicht die Menschen haben eine Gesellschaft gebildet, sondern eine Gesellschaft hat die Menschen gepackt und sich einverleibt und sich an ihnen groß und dick gefressen. Aber auch in solchen Zweckungeheuern wacht immer etwas auf von Gemeinschaft und Kameradschaft, eine Ahnung von freier und lebendiger Zusammengehörigkeit. Auch in Aktiengesellschaften möchte zuweilen etwas wie eine innere Verbundenheit der Menschen aufkommen — wenn es auch nur wenig ist und nach außen hin kaum zu sehen. Und in so furchtbar gewalttätigen Zweckverbänden, wie es eine kämpfende Armee in unsern modernen Kriegen ist, haben wir das Wunder von Kameradschaft aufblühen sehen, wie es in dieser Reinheit und Stärke vielleicht nur selten auf Erden zu sehen ist.

Auch die Größe der sozialen Gebilde, die Zahl der beteiligten Mitglieder ist kein unüberwindliches Hindernis für wirkliches Gemeinschaftsleben. Freilich am leichtesten ist Gemeinschaft möglich zwischen Zweien und Dreien: „Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen“ (Matth. 18, 20). Aber auch in einer Organisation, die Hunderte von Millionen umfaßt, wie es die katholische Kirche tut, besteht ein Gemeinschaftsleben von überfließender Fülle und Kraft schon seit vielen Jahrhunderten.

Aber so allgegenwärtig das Gemeinschaftswesen auch ist, ganz rein und in voller Greifbarkeit und Sichtbarkeit ist es doch nirgends verwirklicht. Nicht einmal dort, wo die Natur selbst den Versuch gemacht hat, Gemeinschaften zu gründen — als ob sie in ihrem schöpferischen Eifer vergessen hätte, daß Gemeinschaften eben nicht durch Naturprozesse und Naturtriebe hervorgebracht werden können. Aber der Versuch wurde immerhin gemacht, nicht ganz ohne Erfolg — in dem Liebesbund zwischen Mann und Weib, in der Ehe, und in der Nestgemeinschaft, in der die Geschwister umhegt sind von der Eltern Sorge. Gewiß, in diesen beiden Formen des sozialen Zusammenseins scheinen alle Bedingungen zu wirklicher Gemeinschaft gegeben: kleiner Umfang und große Hingabe, völlige Abgeschlossenheit nach außen und letzte Geborgenheit nach innen. Die Menschen haben auch nie aufgehört, diese beiden Formen von Gemeinschaft zu suchen und von ihnen zu träumen. Sie sprechen immer wieder mit heller Begeisterung von dem Wunder der Liebesgemeinschaft und von dem Wunder der Vater- und vor allem der Mutterliebe. Und es ist nicht zu leugnen: diese Wunder gibt es. Hier und dort und gar nicht so selten leuchten sie auf in so entzückender Offenbarung wahren Gemeinschaftswesens, daß man schon denken möchte: hier ist es erreicht, hier ist es geschafft. Aber es sind doch immer nur wenige und kurze Lichtblicke, und Trübungen, Verdüsterungen, Dämmerungen der Liebe kommen immer und immer wieder. Und der weite Raum zwischen diesen seltenen Lichtsternen, womit ist er ausgefüllt? Mit Nacht! —

Jeder Mensch, der auch nur einige Erfahrungen und Beobachtungen gemacht hat, an sich oder an andern, der weiß, vor allem heute, daß die „Liebesgemeinschaft“ nur allzu oft eine Täuschung ist, ein süßer Betrug. Und wo sie das nicht ist, da nimmt sie leicht ein rasches Ende: „Der Wahn ist kurz, die Reu' ist lang.“ Wenn sie aber ein Ende nimmt, dann war sie überhaupt nie eine wirkliche Gemeinschaft; denn sonst wäre sie unsterblich gewesen. Daß vielen Menschen der Vatername einen Stich ins Herz gibt, wo sie ihn nur hören, und daß selbst die Mutterliebe so selbstsüchtig und tyrannisch sein kann, daß sie das wirkliche Glück der Kinder einschnürt und zertritt, das können wir immer wieder beobachten. In unsern heutigen sozialen Verhältnissen, vor allem in den Städten, aber auch auf dem Lande, ist die Familie oft nur ein Deckname für die allerprimitivste Interessensucht, die es gibt, eine Anstalt, in der sich die einzelnen so viel und so lang ausnützen wollen, als es eben möglich ist. Oder, in milderer Formen ist die Familie nicht mehr als eben Umwelt, eine gleichgültig oder mißtrauisch zu beobachtende Umwelt, so wie die Straße oder das Stadtviertel, wo man wohnt, eben Umwelt ist und nicht mehr. Man wird also füglich von der Fabrik, vom Büro, von den Berufsverbänden nicht mehr erwarten dürfen als von der Familie. Auch diese Formen sozialen Zusammenseins werden für gewöhnlich nichts Besseres sein als Umwelt, gleichgültige oder feindliche, die man so gut auszunutzen sucht als man kann, vor der man aber im übrigen auf seiner Hut ist.

Und nun denken wir uns einen echten und rechten, ja einen idealen Gemeinschaftsmenschen, der wirklich die ganze Fülle, Weisheit und Kraft

der Gemeinschaftsgesinnung in sich trägt und bereit ist, sie zu äußern und zu betätigen überall, wo eine Gemeinschaft ihm entgegentritt! Sie tritt ihm aber nirgends entgegen, nirgends in voller Wirklichkeit. Überall ist sie in einem leisen Schimmer, in einem winzigen Keim, in fast unhörbaren Verheißungen zu spüren, aber überall ist sie auch untermischt und überdeckt und verschüttet von gemeinschaftswidrigen Elementen; wie wird also der Gemeinschaftsmensch den verschiedenen Formen von Umwelt oder sozialem Beisammensein gegenüber sich verhalten?

Jede Umwelt, auch die primitivste, ist ein Stück Natur, eine Naturerscheinung, der man so oder so begegnen kann. Man kann sie erforschen, beherrschen, gebrauchen, zweckdienlich gestalten, man kann aber auch von ihr angegriffen, überrumpelt, geschädigt und zertreten werden. Hier muß also vor allem die klare und kühle Vernunft walten, auch im idealen Gemeinschaftsmenschen. Auch er darf kein verzückter Schwärmer, kein blinder Liebhaber sein. Er wird auf seiner Hut sein vor jedem Mitmenschen. („Hüte dich vor dem Menschen, auf daß er dir nicht zum Gefängnis werde!“) Er wird prüfen, abwägen, seine Ziele ins Auge fassen und seine Mittel darnach berechnen. Man kann ihm nicht zumuten, um seiner ethischen Ideale willen sich blindlings täuschen, ausbeuten, übervorteilen, verdrängen, zertreten zu lassen, weder von seinen Familienangehörigen, noch von Geschäftsfreunden, noch vom Staat. Da aber alle andern das gleiche Recht der Notwehr und der Selbstbehauptung besitzen, wird der Gemeinschaftsmensch dieses Recht aller andern achten, so wie er das seine achtet und geachtet sehen will — aus Gerechtigkeitsinn. Er wird verstehen und zugeben, daß niemand in seiner Umgebung sich wehrlos machen und vernichten lassen will.

Die Umwelt, in welcher Form sie uns auch begegnet, ist aber niemals bloße Gefahr, niemals bloß feindlich, sondern auch freundlich geartet. Sie kann uns wohl tun, und sie tut es auch in zahllosen Fällen, auch dort, wo keine Gemeinschaft besteht. Jeder Mensch verdankt unendlich viel seiner Familie, auch wenn sie von primitivster Form oder verkommen war. Jeder Mann, der im härtesten Daseinskampf groß geworden, hat unermesslich viel von all denen empfangen, die mit ihm, um ihn und gegen ihn den gleichen Daseinskampf kämpften. Jeder Bürger hat von dem Staat, in dem er lebt, einen guten Teil seines Lebensbestandes, seiner Lebenssicherheit, seines Berufes und seines Wirkungsfeldes empfangen, selbst wenn ihm dieses Empfangen nicht immer zum Bewußtsein kam oder wenn der Staat, dem er angehört, verrottet und von Ungerechtigkeiten erfüllt war.

Was folgt nun daraus? Daß ein jeder auch wieder verpflichtet ist, dieser seiner Umwelt zu schenken, ja ihr zu dienen, so wie sie ihm gedient hat. Aus Gerechtigkeit. Denn es wäre eine ungerechte, eine drohenhafte Gesinnung, nur empfangen zu wollen, ohne wieder zu geben, die andern immer nur schaffen zu lassen, ohne auch selbst seinen Anteil beizutragen. In jeder, auch der unzulänglichsten, unkultiviertesten Umwelt häufen sich durch die gemeinsame Arbeit gewisse Güter auf, die eben nur gemeinsam erarbeitet werden können und an denen doch jeder ohne weiteres und unvermeidlich seinen Anteil bekommt. Wer also nicht zu dieser Summe

sein Teilchen beisteuern wollte, hätte auch kein Recht, von ihr irgend welche Zinsen zu empfangen.

Von hier aus erkennen wir auch den berechtigten Sinn des vielberufenen Wortes: Gemeinnutz geht vor Eigennutz. Die Summe dessen, was die Allgemeinheit, besonders die organisierte Gesellschaft, schafft, ist immer größer, als was alle einzelnen Mitglieder, wenn sie gesondert blieben, erwirken könnten. Es gibt einen Organisationsfaktor, der zu jeder Summe und Menge von einzelnen hinzutritt und dieser Summe einen höheren Wert verleiht, als sie ohne diesen Faktor haben könnte. Darum empfängt jedes Mitglied einer Gesamtheit mehr, als es für sich allein zu schaffen vermöchte. Jeder Vorteil, den es einheimst, ist ihm zu einem sehr wesentlichen und großen Teil zugefallen durch die gemeinsame Arbeit aller zusammen, also der andern; jeder ist der Nutznießer an der Arbeit aller. Darum ist er auch diesen allen irgendwie verpflichtet. Er kann nicht auf eigene Faust und ohne Rücksicht auf die Gesamtheit seinen eigenen Vorteil suchen. Er würde diesen Vorteil eben nicht finden, er würde sogar alles verlieren und zu Grunde gehen, wenn nicht die Gesamtheit wäre. Darum darf er diese Gesamtheit in keinem Fall schädigen oder gar zu Grunde gehen lassen — soweit das an ihm liegt. Sein eigener Vorteil, ja sein bloßes Dasein verlangt den Bestand der Allgemeinheit, auch unter seinen größten persönlichen Opfern und Verzichten.

Dieses Verhältnis besteht aber nur auf dem Gebiet jener Lebensgüter, die irgendwie summiert, addiert werden können, die also von der Zahl der Mitschaffenden abhängen, die einen quantitativen Charakter, also einen mehr oder weniger materiellen Charakter haben. Derlei Güter sind selbstverständlich vor allem die wirtschaftlichen Güter, Geld und Geldeswert. Sodann alle Güter, die einen materiellen Grundbestand haben, wie zum Beispiel Rechtsschutz und Rechtssicherheit. Diese hängen innerhalb einer Gesellschaft wesentlich von der physischen Kraft ab, mit der diese Gesellschaft dem Recht Geltung zu schaffen vermag nach innen und nach außen, also von ihrer Zahl und Wehrhaftigkeit. Ferner alle Berufe, auch die geistigsten, die zu gleicher Zeit dem Broterwerb dienen müssen. Endlich alle geistigen Werte, die von einem Menschen auf den andern übertragen werden können, wie etwa das positive Wissen, die Handfertigkeit, die erlernbare Technik, überhaupt alle Art von Ausbildung, die durch Unterweisung, Unterricht, Schulung erworben wird. Auf allen diesen Gebieten gilt also der Satz: Gemeinnutz geht vor Eigennutz.

Er kann aber nicht dort gelten, wo ein Gut rein persönlichen und nur persönlichen Wert hat, wo es also von andern weder empfangen noch übertragen werden kann, wo es also auch nicht durch Zusammenarbeit summiert wird. Das sind alle schöpferischen Werte des Geistes, alle Persönlichkeitswerte: Wahrheit, Güte, Liebe, Gewissen, Religion. Auf diesen Höhen ist jeder ganz allein sein eigener Schöpfer, nur sich und seinem Gott verpflichtet und verantwortlich. Selbstverständlich haben auch diese Höhen ihre Fundamente, ihre Voraussetzungen und Auswirkungen materieller oder seelischer Art, und diese empfängt jeder zum großen Teil von andern, von der Allgemeinheit, von bestimmten Menschengruppen. Hierin

bleibt er auch diesen verpflichtet und verantwortlich. Aber die allereigensten persönlichen Leistungen und Forderungen seines innern Lebens gehen nur ihn selbst etwas an. Darin darf er von keiner Gesellschaft, weder von Vater und Mutter, noch vom Staat, noch von der Kirche beeinträchtigt oder gestört werden. Nicht einmal die Rechte oder Vorteile der Kirche, geschweige denn die anderer Verbände können je das Recht oder gar die Pflicht begründen, gegen das Gewissen zu verstoßen. Selbst ein Gemeinnutz von weltgeschichtlicher Größe könnte nicht den Vortritt haben vor dem Eigenrecht der gottverbundenen Seele, vor dem Eigenrecht der Wahrheit, des Gewissens, der sittlichen Güte. Ja nicht einmal der Bestand eines Volkes dürfte erkaufte werden um den Preis einer wirklichen innern Unwahrhaftigkeit oder einer zweifellosen Ungerechtigkeit.

Nun hat aber jede Genossenschaft, jede Gesellschaft, jede Gruppe und Umwelt den verbohrt und hartnäckigen Drang, sich in jene Gebiete, die jedem Zugriff der Allgemeinheit verschlossen bleiben müssen, einzudrängen und einzumischen. Wenn auch nur selten, in den Zeiten eines maßlosen und zugleich törichten staatlichen Despotismus, in den eigentlichen Gewissensbereich eingegriffen wurde, die Grundlage des Gewissens, das Persönlichste im Menschen, das Schöpferische und damit auch seine innere Sendung und seine wesentliche Lebenserfüllung wird doch allzeit bedroht und zu schädigen gesucht. Es ist bekannt, wie unduldsam die spießbürgerliche Umwelt gegen die Eigenart eines außergewöhnlich begabten oder angelegten Menschen sein kann. Alle schöpferischen Menschen hatten von jeher den Pöbel, den Philister, die Durchschnittsmasse gegen sich.

Selbstverständlich hat also jeder Mensch, somit auch gerade der Gemeinschaftsmensch, das Recht, ja die Pflicht, sein Persönlichstes zu verteidigen gegen die „Gesellschaft“, gegen ihre gleichmacherische Unduldsamkeit, gegen ihre aufdringliche Mittelmäßigkeit, gegen ihr feindliches Unverstehen, gegen ihr grausames Mißgönnen.

Nun liegt aber eine Verschärfung des Problems in dem Umstand, daß nicht alle Ansprüche der Allgemeinheit unberechtigt sind. Diese, die Allgemeinheit, hat ihre ganz bestimmten Gesetze, nach denen sie leben muß; ihre gemäßigte Mittelmäßigkeit, ihr vorsichtiges Beharrungsstreben, ihre durch lange Zeiten hindurch gewährte Stetigkeit sind ebenso viele und notwendige Schutzmittel für sie. Darum muß sie notwendig in jedem eigenartigen und eigenwertigen Menschen, der ihre gleichmäßigen Reihen durchbricht und Ungewohntes zu wirken sucht, mag er in sich auch noch so schöpferisch und wertvoll sein, reich an neuen Kräften und Verheißungen, doch ihren geborenen Feind sehen, der ihren Besitzstand stört, ihr Niveau, ihre Ebenmäßigkeit und ihr inneres Gleichgewicht bedroht.

Wenn also der schöpferische Mensch sich gegen die Allgemeinheit zur Wehr setzt und diese den Menschen, der ihr Gleichmaß durchbricht, verfolgt, dann suchen eigentlich beide ihr gutes Recht. Darum eben ist dieser Kampf von so viel Tragik und unbegreiflichem Weh erfüllt. Es ist die Tragik, die in Dostojewskis Parabel vom Großinquisitor ihre weltgeschichtliche Formulierung gefunden hat: Beide haben recht, Christus und der

Großinquisitor, und beide müssen widereinander streiten. Und in diesem Streit muß Christus immer wieder unterliegen — vor dem Weltgericht, das die Weltgeschichte darstellt, nämlich im Bereich des äußerlich sichtbaren Geschehens, der äußerlich sichtbaren Notwendigkeiten und Zwecke.

Darum wird der Gemeinschaftsmensch, wenn er wirklich Gemeinschaftsgesinnung in sich trägt und verwirklicht, auch diesen notwendigen Kampf so führen, wie ihn Christus führt: nie mit Gewalt, nie mit Haß, nie mit pathetischen Worten oder Gesten, sondern still und demütig, wirkend und leidend, aufbauend und gütig.

Da steigt nun schon die Ahnung in uns auf, daß selbst in einer vollkommenen Gemeinschaft, wenn sie je ganz echt und lauter auf Erden verwirklicht würde, doch wieder Streit, Leid und Weh und Untergang sein könnte, ja sein müßte. Wenn selbst in der von vollendetem Gemeinschaftswesen noch weit entfernten Umwelt heilige oder doch gerechte Interessen sein können, die auch vom schöpferischen Menschen, vom in sich wertvollen Ausnahmemenschen, vom Übermenschen geachtet und nur mit zarter Schonung, mit heiligem Rechtssinn, mit behutsamer Güte angerührt werden dürfen, wenn er ein Gemeinschaftsmensch sein will, dann liegt der tiefste Grund für das Dasein solcher achtbarer Belange darin, daß in jeder Umwelt eben schon Keime und Ansätze zu wirklicher Gemeinschaft vorhanden sind; und wenn diese Keime und Ansätze ganz ausgewachsen und vollentwickelt erschienen, in einer vollendeten Gemeinschaft, dann würde diese Gemeinschaft als solche Interessen haben und Forderungen aufstellen müssen, die jedem einzelnen gewisse Schranken anweisen, Rücksichten abverlangen, Opfer auferlegen. Unter diesen Rücksichten und Opfern würden immer auch solche sein, die in das ganz persönliche, ganz geistige, ganz freie Gefüge des einzelnen Mitglieds der Gemeinschaft eingreifen, die also eigentlich nicht erfüllt, nicht gebracht werden dürfen. Dann entsteht die furchtbarste Tragik, die es auf Erden gibt: „Des Menschen Feinde werden seine Hausgenossen“ (Matth. 10, 36). Also die eigent lichste und urbildliche Gemeinschaft wird seine Widersacherin. Dann wird bis zu seiner letzten denkbaren Schmerzlichkeit das Wort erfüllt: „In einem einzigen Hause werden fünf Menschen uneins sein: drei gegen zwei und zwei gegen drei: der Vater gegen den Sohn und der Sohn gegen seinen Vater, die Mutter gegen die Tochter und die Tochter wider ihre Mutter“ (Luk. 12, 52 f.). Und alle werden glauben, Gott damit einen Dienst zu erweisen. In Wirklichkeit leisten sie ja auch Gott einen Dienst, wenn sie ihren gegenseitigen Kampf liebend meinen; nicht nur, weil jede wahrhaftige Liebe auch ein wahrer Gottesdienst ist, sondern weil Gott selbst den unlösbaren Widerspruch zwischen Persönlichkeit und Gemeinschaft aufgerichtet hat und will, daß er ausgetragen werde. Der einzelne muß um letzter höchster Werte willen wider seine Gemeinschaft streiten — aus Gemeinschaftsgesinnung; und die Gemeinschaft muß den einzelnen leiden machen — wiederum aus ihrem Gemeinschaftswesen heraus.

Der Gemeinschaftsmensch wird also sehr verschiedene und oft entgegengesetzte, scheinbar widersprechende Haltungen einnehmen schon darum, weil die sozialen Gebilde, denen er begebenet oder denen er angehört, einen

ganz verschiedenen Gehalt von Gemeinschaftswesen in sich tragen, und sodann, weil selbst einer lauterer und ganz echten Gemeinschaft gegenüber noch verschiedene Haltungen möglich und notwendig sind: Einfügung, aber auch Widerstand; Hingabe, aber auch Selbstbehauptung; Anpassung, aber auch Wettstreit und entschlossenes Hinauswachsen aus dem Rahmen der Gemeinschaft, nachgiebige Geduld, aber auch unnachgiebiger Kampf.

Alle diese verschiedenen Haltungen wird der Gemeinschaftsmensch dann finden und zur rechten Zeit anwenden, wenn er den Willen zur Gemeinschaft in sich trägt, den Willen, eine Gemeinschaft zu bauen, zu tragen, aus sich heraus zu erschaffen. Und das ist nun das Wesentliche am Gemeinschaftsmenschen: er ist ein durchaus tätiges, nicht ein bloß leidendes Wesen. Er will etwas, er schafft etwas, er hat ein Ziel, das er hervorbringen will — eben die Gemeinschaft. Er weiß, daß man nicht warten darf, bis eine Gemeinschaft von selbst entsteht oder bis sie auf uns zukommt, bis sie uns geschenkt wird. Gemeinschaften müssen von uns geschaffen werden, aber wiederum nicht von außen her, nicht durch Vertrag oder gar durch Zwang, nicht durch Verabredung und „Gründung“ oder gar durch Gründungsfeste. Gemeinschaften gibt es eigentlich nicht so, wie es etwa Vereine gibt. Es gibt immer nur Gemeinschaftsgeist, hier und dort, bald mehr, bald weniger, das heißt etwas in uns, das schenken und empfangen will, im Empfangen schenken, etwas, das einigt und zusammenschließt, indem es frei läßt, etwas, das ganz und gar nicht festgelegt und berechnet werden kann, etwas, das immer nur fließen und strömen kann — fließen und strömen aber können immer nur lebendige Persönlichkeiten. Gemeinschaftswesen ist nur möglich als Ausstrahlung aus dem Gemeinschaftsmenschen. Es strahlt aus ihm heraus wie eine Wärme und Kraft seines Innern. Es gehört also Kraft dazu, höchste Kraft, geradezu ein Genie und ein Charisma. Darum muß der Gemeinschaftsmensch immer auch zugleich ein schöpferischer Mensch sein. Und ein wirklich schöpferischer Mensch wird auf der Höhe seines Könnens immer auch ein Gemeinschaft schaffender Mensch sein. Der schöpferische Mensch im höchsten Sinn ist nämlich der liebende Mensch, der genial liebende Mensch, der ein Du schafft. Also gerade im höchsten Schaffen wird er ein Mensch, der Gemeinschaft schafft, die Gemeinschaft von Ich und Du, und das ist der Anfang und die Wurzel aller Gemeinschaft

Die Gemeinschaftsgesinnung besteht im Willen zur Gemeinschaft, das heißt im Willen zum Eins-sein. Und dieser Wille ist Liebe, ist schöpferische, aufbauende Liebe. Aber schafft denn jede Liebe auch ohne weiteres Gemeinschaft? Gewiß ist jede Liebe ein Gehen zum Du. Aber ist nicht dieses Du wieder etwas Herausgehobenes, Auserwähltes? Es kann doch, sollte man meinen, unter all den unzähligen Wesen, die es gibt, höchstens das eine oder das andere sein, das man mit Du anreden kann. Und der Mensch, sollte man meinen, kann nichts tun als dieses ganz besondere Wesen zu suchen oder darauf zu warten, bis er es findet! Aber gerade dann hätte sein Gemeinschaftswille eine innere Grenze, wäre eingeeengt auf einige wenige Punkte oder Bezirke, und das scheint doch seinem Wesen zu widerstreiten. Es gäbe dann in dem großen Meer unseres sozia-

len Lebens nur zahllose oder auch weniger zahlreiche Sonder-Gemeinschaften, die wie verlorene Inseln im weiten Weltmeer schwimmen. Aber der Wille zur Gemeinschaft, wie er in einem wirklich schöpferischen Menschen lebt, reicht viel, viel weiter. Sein Sinn und Drang geht darauf, ringsum die ganze Umwelt, alles Zusammenleben, das irgendwo ist, am Gemeinschaftswesen, d. h. an innerer und freier Einigung, teilnehmen zu lassen, soweit das eben möglich ist; alles Menschenmaterial, das sich überhaupt auf Erden findet, soll eingebaut werden in einen Gemeinschaftsbau.

Wenn es diesen Drang nicht gäbe, dann wäre nicht zu verstehen, wie es kommt, daß es, wie wir sehen, in allen sozialen Gebilden irgend einen kleinen oder größeren Bestand von Gemeinschaftscharakter gibt. Das kommt nur davon, daß schöpferische Menschen ihn dort angelegt haben. Der ungeheure Reichtum von Gemeinschaftswesen, der etwa in der katholischen Kirche lebt und bleibt, kommt nur von den schöpferischen Persönlichkeiten, die diese Kirche gebaut haben, von Christus und seinen Jüngern in allen Zeiten.

Aber wie kann ein Mensch darauf ausgehen, rings um sich Gemeinschaftswesen erschaffen zu wollen? Kann er denn hoffen und erwarten, überall ein Du zu finden, das er ansprechen könnte? Die Ausstrahlung, die vom Gemeinschaftsmenschen ausgeht, bleibt doch fruchtlos, wenn sie nicht in andern aufgenommen wird. Sie setzt also dort ähnliche Kräfte und Anlagen voraus. Es muß ihm wenigstens gelingen, auch in andern den schöpferischen Gemeinschaftswillen, wenn er überhaupt da ist, aufzuwecken, falls er noch schlummert, zu formen, falls er noch unsicher und gestaltlos ist. Das ist in der Tat möglich. Denn tatsächlich ist das Du, das er braucht, überall vorhanden, auch im scheinbar unpersönlichsten Menschen. Es muß nur gesucht, gefunden, geweckt werden. In Wirklichkeit ist in allen Menschen, ja in allen Wesen und Dingen, die in der Schöpfung Gottes beisammen sind, eine Bestimmung und eine Berufung zum Eins-werden. Nur im Eins-werden wird die Erfüllung aller Wirklichkeit erreicht — in der *communio sanctorum*. In der Gemeinschaft wird die Schöpfungs- und erst recht die Erlösungstat Gottes vollbracht. Das Sein ist in sich und ursprünglich nicht eins, es liegt zerstreut hin über unabsehbare Fernen und Weiten, aber es will zusammenströmen, aber nicht so zusammenströmen, daß es seine Vielheit verliert, sondern so, daß jedes Seiende seine Besonderheit, seine Eigenart und seinen Eigenwert behält, aber beiträgt und hineinträgt in die Einheit aller, in der jeder bleibt, was er ist und zugleich noch das wird, was alle andern sind. Das Wunder der Einheit in Vielen und der Vielheit im Einen soll geschaffen werden.

Davon hat der liebende Mensch eine Ahnung. Er hat etwas erlauscht von der heimlichen Sehnsucht, die rings um ihn wacht und auf dem Wege ist und auf ihn zuströmt; das Sein rings um ihn sucht einzuströmen in ihn und dort eins zu werden. Dieses Brüderliche und Schwesterliche rings um ihn hat er gespürt und erahnt, wie es darauf wartet, als Bruder und Schwester genannt zu werden. Darum weiß er auch, daß er nicht warten darf, bis ihm von irgendwoher oder von überallher das Du schon fertig entgegenkommt; wer nur darauf warten würde, der wäre schon kein

schöpferischer Mensch, kein Gemeinschaft schaffender Mensch im vollen Sinn. Dieser schaffende Mensch erschafft oder ruft und befreit das Du, das er braucht; er erhebt alles Sein rings um sich aus dem bloßen Zustand sozialen Stoffes zur Beseeltheit, zum Du-Charakter empor; er schafft rings um sich eine Verbundenheit der Wesen, die ihm nahekommen, wenn es auch zunächst nur eine Verbundenheit mit ihm selber ist. Aber wenn seine formende und einigende Kraft groß genug ist, dann erwächst daraus auch eine Verbundenheit der Wesen untereinander. Vom schöpferischen Menschen geht also eine Einigungskraft aus, eine Anziehungskraft, die alles Wirkliche, das ihm begegnet, zum Eins-werden führt.

So ist also der Gemeinschaftsmensch: er hat sein Herz weit geöffnet für alles, was da ist, er breitet seine Arme aus und redet alle an: Kommet zu mir, die ihr mühselig und beladen seid. Er gibt sein Herz hin und sein Herzblut, ohne zu sparen: Nehmt mich hin und esset und trinket alle davon!

Und so wird die Gemeinschaft: wenn die Bestimmung und Sehnsucht zum Eins-werden, die in vielen Berufenen ist, aufgenommen und erfüllt wird von der Kraft, die in einem einzigen Auserwählten ist und von ihm schöpferisch ausstrahlt über die Vielen.

Über die religiöse Vorstellungswelt der Edda

Von Prof. Dr. Ludwig Faulhaber.

Weite Kreise unseres Volkes möchten das religiöse Heil für unsere Zeit in einem möglichst engen Anschluß an die Religion unserer Vorfahren und an die alten germanischen Vorstellungen und Gedanken über Entstehen und Geschehen in der Welt erblicken. Dieses Bestreben hat als begrüßenswerte Folge zu einem Wiederaufleben des Studiums der altgermanischen Sage und damit auch einer ihrer Hauptquellen, der unter dem Namen „Edda“ zusammengefaßten Literatur geführt. Schon die Kenntnis der Edda als eines Hauptdenkmals der nordischen Literatur und der ihr verwandten Vorstellungskreise ist ein Gut, das auszugraben sich lohnt: denn die Tatsache, daß wir viele Gedichte unserer Klassiker ohne eingehendere Kenntnis römischer und griechischer Mythologie kaum lesen können, während die Notwendigkeit an Kenntnissen der deutschen Mythologie in der gleichen Linie bedeutend geringer ist, muß als ein deutliches Zeichen starker Überfremdung gewertet werden.

Wer sich zudem mit Problemen nicht nur der Literatur, sondern der Religionsgeschichte befassen will, dem wird die Edda als eine bedeutende Quelle für die Erkenntnis des heute stark umstrittenen Vergangenen nur willkommen sein können; denn es ist allgemein anerkannt, daß unser Wissen auch um die altgermanische Religion in mancher Hinsicht auf die Edda sich stützt, deren Texte und Inhalte dem religiösen Leben und Tun der nordischen Völker entnommen sind, damit aber auch für das religiöse Leben und Tun des gesamten germanischen Stammes zeugen. Die Mythen, die uns in dieser Literatur überliefert werden, müssen bei der Auswertung